

Kurt Oesterle Es lebe

die Republik! Wie

Thomas Mann zum

gewichtigen Fürsprecher

der Demokratie wurde

und was wir heute von

ihm lernen können

Gans

Verlag





Kurt Oesterle

# **Es lebe die Republik!**

Wie Thomas Mann zum gewichtigen Fürsprecher  
der Demokratie wurde und was wir heute  
von ihm lernen können

Aus Anlass seines  
150. Geburtstags

Ein Versuch

Gans Verlag

in memoriam

**Inge Jens**

(1927–2021)

## Inhalt

In der Alten Philharmonie	11
Der Unpolitische	15
Übergangsmenschen	25
Bedrohte Republik	33
Walt Whitmans Erotik der Demokratie	41
Der Erwachsenenbildner	49
Was ist ein Demokrat?	53
Rollkommando im Beethovensaal	59
Einheitsfront	63
Niederlage im vorpolitischen Raum	67
Verlängerter Winterurlaub	71
Vertreibung in Etappen	73
Machtergreifung des Massenmenschen	75
Ein Versuch, das Scheusal zu verstehen	79
Weltdemokratie	83
Wo ich bin, ist Deutschland!	85
Deeds not Creeds	89
Wo ist Heimat?	93
Einmischung	97
Lebensbeichte	101
Blutleere Artistik?	105
Lob der Vergänglichkeit	107

Zitate aus Reden und Essays von Thomas Mann  
zum Thema Demokratie

1 »Vom zukünftigen Sieg der Demokratie«, 1938	109
2 »Bekenntnis zum Sozialismus«, 1933	110
3 »Achtung, Europa!«, 1935	112
4 »Deutschlands Weg nach Hitlers Sturz«, 1941	113
5 »Deutschland und die Deutschen«, 1945	114
Literatur	117
Personenverzeichnis	119

## In der Alten Philharmonie

»Es lebe die Republik!« Mit diesem Ausruf beschloss Thomas Mann die mehr als nur Aufsehen erregende Rede, die er im Oktober 1922 in Berlin hielt, im Beethovensaal der Alten Philharmonie, vor einem großen, mit viel Prominenz durchsetzten Publikum, zu dem auch der Literaturnobelpreisträger Gerhart Hauptmann sowie Reichspräsident Friedrich Ebert gehörten, den der Redner notorisch als »Vater Ebert« ansprach.

»Es lebe die Republik!« Wie mag Thomas Mann sich bei diesen Worten aus seinem Mund gefühlt haben – da er, als Schriftsteller berühmt und verehrt, seinen deutschen Leserinnen und Lesern doch nach wie vor als Monarchist bekannt war, ja als Reaktionär, der noch 1919 die soldatischen Freikorps begrüßt hatte, die in seinem Heimatort München die Räterepublik zusammenschießen und ein Schreckensregime errichten sollten?

»Es lebe die Republik!« Wie mag dieses Wort auf die Zeitgenossen gewirkt haben, ausgesprochen zu Ehren des Außenministers Walter Rathenau, der keine vier Monate zuvor auf offener Straße von Rechtsradikalen ermordet worden war - von lauter jungen Männern, so wie die Münchner Mordkommandos drei Jahre zuvor bereits aus jungen Männern bestanden hatten, die der Republik auch

weiterhin Tod und Verderben schworen und deren Generation Thomas Mann jetzt mit aller Macht auf die Seite der ebenfalls noch jungen deutschen Demokratie ziehen wollte, unter anderem mit dem Wort des Romantikers Novalis: »Wo junge Leute sind, da ist Republik.«

Mit dieser Rede – ihr Titel lautet: »Von deutscher Republik« – trat Thomas Mann, vielleicht ohne es zu ahnen, seinen persönlichen Weg zur Demokratie an, eine wahre Abenteuerreise, die ich nachzeichnen will. Sie führte ihn um die halbe Welt und wieder zurück, ein Weg auch zu sich selbst, durch eigene Irrtümer und Fehlhaltungen sowie die Prägungen der Herkunft, nicht zuletzt des Antisemitismus. Kein geradliniger Weg also, für den er volle drei Jahrzehnte benötigen sollte, um zu begreifen und weiterzusagen, dass Demokratie nicht reine Verstandessache sei, sondern den gesamten Menschen brauche, wenn sie von Dauer sein solle.

Und so kann kein Zweifel daran bestehen, dass Thomas Mann diesen Weg auch stellvertretend für sein Land zurücklegte, um es vor weiteren Verhängnissen zu bewahren, denn ich glaube, dass der Tübinger Gelehrte und Republikaner Walter Jens einst recht hatte, als er schrieb: »Ungeachtet aller Weltbürgerlichkeit war Thomas Mann einer der wenigen großen Autoren in unserem Land, für die das Thema ›Deutschland und die Deutschen‹ wirklich ein Problem gewesen ist.«

Kaum war seine Berliner Rede verklungen, ließ man ihn dafür büßen: »Überläufer« oder »Umfaller« gehörte

noch zu den harmloseren Vorwürfen, die ihm öffentlich gemacht wurden, »Verrat am Deutschtum« klang schon rabiater, »Wahlpropagandist für Ebert & Co.« dann wieder etwas gemüthlicher und »Mann über Bord« geradezu humorvoll. Viele in Deutschland mochten einfach nicht glauben, dass der Redner mit Ernst bei der Sache gewesen sei, und der Enthusiasmus des Hochrufs auf die Republik musste unecht oder unfreiwillig komisch auf sie wirken, zumal sie selbst wohl keine oder nur wenig überzeugte Republikaner waren. Machte da einer lediglich Werbung für sich selbst? Biederte er sich an, um auch nach der Zeitenwende weiterhin gut an seinen Büchern zu verdienen? War sein Auftritt mehr der Pflicht als der Neigung geschuldet? Manche der Enttäuschten rieben diesem neugeborenen Republikaner erbittert unter die Nase, was er noch drei, vier Jahre zuvor gesagt hatte, nämlich: dass Demokratie und deutscher Geist nicht vereinbar seien, Militarismus und deutsche Kultur aber sehr wohl. Erst im Lauf der Jahre bis 1933 schaukelte sich die Kritik an Thomas Mann, der seine republikanische Gesinnung mit jeder weiteren Äußerung fest untermauerte, immer bösser und gehässiger auf: als »Judenmischling« wurde er beschimpft, als Feigling, der vor den Tatsachen des »deutschen Gemüts« in die Arme der Republik ausbüchse, als gelackter Schwätzer und Kriecher vor der »Novemberdemokratie«, als »Verständigungsprophet« zwischen dem neuen Berlin

und den Siegermächten, oder – ganz unverblümt – als »blutsfremd« und »volksfremd«, als »undeutsch und berechnend«, ein Kumpan der »seelisch Abgesunkenen«, der seinen »Kotau vor Paris« mache und die »nationale« oder gar »völkische Jugend« nie und nimmer erreiche, kurz: ein »erledigter Fall«– und bei alledem kann es ganz und gar nicht Wunder nehmen, wenn zwischen den Zeilen bereits, indirekt und leise, Gewaltaufrufe gegen Thomas Mann und seinesgleichen anklingen, etwa: »Schlagt sie tot, das Weltgericht / fragt euch nach den Gründen nicht ...«

## Der Unpolitische

Seinen literarischen Ruhm verdankte Thomas Mann bis dato vor allem den »Buddenbrooks«, dem »Tod in Venedig« und der »Königlichen Hoheit«, seinen politischen Ruhm – wenn man so sagen darf – den »Betrachtungen eines Unpolitischen«, 1918 als Buch erschienen und ein Produkt der Krise, die der Erste Weltkrieg hinterlassen hatte. Gelesen, ja verschlungen wurden diese »Betrachtungen«, und zwar vor allem von jungen Leuten, die von Krieg und Kriegsdienst aus der Bahn geworfen worden waren und Neuorientierung suchten. Auf einen knappen Nenner gebracht, lautete die darin aufgeworfene Hauptfrage: Jetzt, nach allem, nach Abstieg, Niederlage und mitten im Untergang: Wohin gehört Deutschland eigentlich, nach Ost oder nach West? Wie sollte es regiert werden, nach dem Ende der Monarchie? Und was ist deutsch, was kann überhaupt noch deutsch genannt werden in einer Moderne, die nur aus ziellosen Umbrüchen und gleichmacherischen Revolutionen zu bestehen scheint?

Mit einem hochentwickelten Gespür für die Krise der Epoche hatte Thomas Mann schon in der Frühzeit des Kriegs begonnen, seine »Betrachtungen« entschieden voranzutreiben. Er nennt sie, in der Vorrede, seinen »Gedankendienst mit der Waffe« und bekennt freimütig, »daß es die schwersten Jahre (s)eines Lebens waren«, in denen er

diesen Dienst antrat. Er ist um vierzig, sieht sein Künstlertum zutiefst in Frage gestellt und fürchtet, dass ihm »Selbstzerstörung« drohe, wenn er angesichts der sich vollziehenden »Weltenwende« weitermache wie bisher. Zu allem Unglück erscheint genau in dieser Zeit ein umfangreicher Aufsatz über den französischen Schriftsteller Emile Zola, der schnell in aller Munde ist. Er stammt ausgerechnet von Thomas Manns Bruder Heinrich, und der bereits 1902 verstorbene Zola wird darin als maßgeblicher literarischer Typ der Zukunft angepriesen: ein Demokrat, der sich nicht zu fein war, auch Zeitungsartikel zu verfassen, ein Gesellschaftskritiker, der die Missstände seiner Gegenwart geißelte, ein Engagierter, der keinem öffentlichen Streit auswich – mit seinen publizistischen Arbeiten hatte er sogar in der »Dreyfus-Affäre«, einer Intrige höchster militärischer Kreise gegen einen jüdischen Offizier der französischen Armee, die Wende herbeigeführt. Bruder Thomas, ganz Ästhetiker, ganz Ironiker, muss diesen Zola als krasses Gegenstück seiner selbst empfinden, als »Zivilisationsliteraten«, wie er Autoren dieses Schlags verächtlich nennt. Auch Heinrich rechnet er zu ihnen, freilich, und er schreibt dem um ein Jahr Älteren, der immer wieder den Gleichklang mit ihm sucht: »Laß die Tragödie unserer Brüderlichkeit sich vollenden ... Ich habe dies Leben (nie) gemocht. Ich verabscheue es. Man muß (es) zu Ende leben, so gut es geht.« Aus dieser giftigen Mischung von Lebensverachtung und Selbstverneinung

entstehen schließlich die »Betrachtungen«, Thomas Manns wild-verworrenstes und aufgewühltestes Buch, in dem Persönliches und Politisches sich so aggressiv wie hysterisch ineinander vermengen – womit er jedoch in nur wenigen Jahren die Stimmung von Millionen in Deutschland punktgenau trifft!

Aus diesem 700-Seiten-Wälzer will ich einige der überaus wunden Punkte aufzeigen, die Thomas Mann heilen möchte und in denen sich so etwas wie der Grundriss seiner vordemokratischen Gesinnung abzeichnet: Vor allem sind seine »Betrachtungen« die »Betrachtungen eines Unpolitischen«, und nie war das Unpolitische in der deutschen Literatur so sehr Programm wie gerade hier! Trotzig und einfallsreich beharrt der Autor darauf, unpolitisch zu sein und zu bleiben – in unbeugsamer Opposition zum aufsteigenden »Zivilisationsliteraten« und tief verwurzelt in der »heimatlichen Welt deutscher Meisterlichkeit«.

Unpolitisch – das klingt heute eher abschätzig, und wer sich so bezeichnet, gerät schnell in den Verdacht, ein unverantwortlicher Staatsbürger zu sein und seine Aufgabe als Demokrat, der schließlich zu allem und jedem eine Meinung haben muss, nicht ernst zu nehmen. In Thomas Manns »Betrachtungen« ist Unpolitischsein noch eine Tugend, ja, sogar ein Bürgerrecht, und zwar insbesondere ein Recht des Künstlers, der sich dem Schönen weihet und das schmutzige Geschäft der Politik anderen überlässt. Nicht

minder ist das Unpolitischsein ein Ausdruck von Vertrauen, eines geradezu kindlichen Vertrauens, das den Mächtigen entgegengebracht wird, die es schon richten werden, auf dass *er* gut schlafe. Später, als jäh erwachter Republikaner, wird Thomas Mann darin eine verwerfliche Untertanenhaltung erkennen, ein Erbe seines politisch streng abstinenter Lutheranertums und einen Ausdruck machtgeschützter und im Grunde unmündig gebliebener Innerlichkeit. Der Großteil des Publikums freilich kann überhaupt nicht anders, als ihm die Abkehr von dieser Haltung zu verübeln.

Einige Schlaglichter: Die Aufgabe des Schriftstellers im Sinne des Unpolitischen kann nur die »geistig-sittliche Bemühung um ein problematisches Ich« sein; er ist weder »Lehrer« noch »Führer«, sein Ethos »persönlich« und nie »sozial«. Seine Arbeit ist die eines Künstlers, keines Literaten – Künstler und Literat aber unterscheiden sich voneinander wie Kultur und Zivilisation. Kultur: das ist Deutschland, Zivilisation: das ist der Westen, vor allem Frankreich. Deutschtum, nach Thomas Mann, definiert sich durch Kultur, Seele, Freiheit und Kunst – vor allem durch Musik, denn sie wohnt am nächsten bei Gott. Der Westen indes definiert sich durch Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht und Literatur. Mit »Stimmrecht« klingt sogleich an, was der Westen noch ist: demokratisch. Diese scharfe Unterscheidung hat sich seit der Reformation eingebürgert: Deutschland steht für das innere Reich des Glaubens und der Subjektivität; der

Westen, insbesondere Frankreich, für das äußere Reich, für praktische Weltaneignung und -gestaltung, für Objektivität – ein dualistisches Denken, das sich besonders durch Hegels Geschichtsphilosophie noch verfestigt hat und auch von Thomas Mann aufgegriffen wird; mit diesem Denken ist er sozusagen aufgezogen geworden, und die »Betrachtungen eines Unpolitischen« sind sein lupenreinstes Produkt.

In seiner Zeit nun sieht deren Verfasser eine Art von »Weltdemokratie« auf dem Vormarsch; diese hat auch bereits Verbündete im eigenen Land gewonnen, und der Erste Weltkrieg wurde als »Krieg der Zivilisation« gegen Deutschland nur entfesselt, um es demokratisch zu machen. Dagegen stemmt sich der unpolitische Thomas, so wie er sich gegen Pazifismus und Republik, Revolution und Rhetorik stemmt – mit Rhetorik ist bei ihm übrigens die umfassende Herrschaft der Phrase gemeint, die Endlosdebatte, der allgemeine, hemmungslose und alles entwertende Sprachmissbrauch, an dessen Ende die »durchpolitisierte Gesellschaft« westlicher Machart steht.

Sein Fazit lautet: »Ich bekenne mich tief überzeugt, daß das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben können, aus dem einfachen Grund, weil es die Politik selbst nicht lieben kann, und daß der vielverschiedene ›Obrigkeitsstaat‹ die dem deutschen Volke angemessene, zukömmliche und von ihm im Grund gewollte Staatsform ist und bleibt.«

Darum, solange noch Krieg war, hoffte er auf »Deutschlands Sieg«, darum, nach dem Krieg und jetzt erst recht, kämpft er »konservativ« (sprich: gegen den Fortschritt) und aus »Liebe zum Wort«, um seinem Deutschland eine Artikulationsfähigkeit bereitzustellen, die dichterisch und nicht literarisch wäre, also aus der Kontemplation kommt, nicht aus der Aktion. Was in seinen Augen nach 1918 schließlich droht, nennt er – ganz im Ton der heutigen Identitären – »Deutschlands Entdeuschung«, wobei es sich um eine durchschlagende »Politisierung, Literarisierung, Intellektualisierung und Radikalisierung« des Landes handle, außerdem um »seine ›Vermenschlichung‹ im lateinisch-politischen Sinne und seine Enthumanisierung im deutschen«; weiter heißt es: »(Das Ziel ist), um den Kriegs- und Jubelruf des Zivilisationsliteraten zu brauchen, die Demokratisierung Deutschlands, oder, um alles zusammenzufassen und auf den Generalnenner zu bringen: seine Entdeuschung ... Und an all diesem Unfug sollte ich teilhaben?« Leicht zu ahnen, wie die Antwort ausfällt.

Im Fortgang der »Betrachtungen« baut Thomas Mann sich auch noch einen Anti-Zola auf, einen Unpolitischen von Format, weitmöglichst entfernt vom Zivilisationsliteraten, und wählt – Dostojewskij! Er hätte auch sich selbst nehmen können, doch an der eigenen Person scheint er unsicher geworden, zumal seine Literatur ja überwiegend episch ist und großteils aus Romanen besteht; der Roman

aber ist – siehe Zola – die Hauptgattung der Zivilisationsliteratur und fördert die Entwicklung zur Demokratie, vor allem, weil der Roman Staat und Gesellschaft für jedermann und jedefrau psychologisch durchschaubar macht und die allgemeine Ausdrucksfähigkeit steigert. Also lieber Dostojewskij – auch wenn der unpassenderweise fast nur Romane geschrieben hat, etwa die zwölfhundert Seiten der »Brüder Karamasow«, weshalb Thomas Mann es stillschweigend vorzieht, lediglich aus dessen Abhandlungen und Tagebüchern zu zitieren.

Jedenfalls hat er nun einen bärenstarken Mitstreiter gewonnen, gegen den Liberalismus, gegen den Westen, gegen Demokratie und parlamentarische Republik, und deutet den großen Russen, der damals zwar schon seit vier Jahrzehnten tot ist, doch in Europa eben erst richtig entdeckt wird, als »religiöses Genie«, genau wie Martin Luther, und als solches durch und durch: unpolitisch. Unpolitischsein bedeutet hier: »menschlich denken und betrachten«, eine Sichtweise, die im schroffen »Gegensatz« zur westeuropäischen steht und vor allem von zwei Kulturvölkern geteilt wird: von Russen und Deutschen – darauf will Thomas Mann hinaus! Und mit Dostojewskij beharrt er darauf, dass beide vom Westen »verlassen und niedergetreten« worden seien und sich aus Gründen einer ähnlichen Leidensgeschichte zu Sonderwegen entschlossen hätten. Die Russen blieben orthodox, die Deutschen wurden mehrheitlich protestantisch und

prägten so eine höchst eigene Vorstellung von »Humanität« aus, zuerst gegen die römisch-apostolische Kirche, sodann gegen die Idee der universellen Menschenrechte. Denn für Russen und Deutsche, sinngemäß, gibt es nicht die eine und einzige Menschheit, sondern nur verschiedene Völker und Nationen, die ihre je eigene Menschlichkeit aus sich hervorbringen. Dostojewskij sagt: »Ein echter Russe werden, heißt ein Bruder aller Menschen werden.« Thomas Mann springt ihm bei und fragt, wenn auch rhetorisch: »Ist der menschheitliche Sinn des Nationalen je auf deutschere Art ausgesprochen worden?« Sein Schluss lautet: »daß deutsche und russische Menschlichkeit einander näher sind, als die russische und die französische, und unvergleichlich näher, als die deutsche und die lateinische; daß hier größere Möglichkeiten der Verständigung bestehen, als zwischen dem, was wir Humanität nennen und der Gassenmenschlichkeit der Romanen.« (»Gassenmenschlichkeit«, ein Wort, das lange gallig nachschmeckt.) Beide, Russen und Deutsche, zeichnet – noch einmal ausdrücklich – eine Menschlichkeit aus, die »auf christlicher Weichheit und Demut, auf Leid und Mitleid beruht« und nicht auf den Abstrakta »weltbürgerlicher Bildung« wie Vernunft, rationales Denken oder zivile Mäßigung. Gemeinsamkeiten, die ausreichend erscheinen, ein »machtpolitisches Bündnis« zwischen Russland und Deutschland zu rechtfertigen, auch für die Zukunft, was Thomas Mann den »Wunsch und Traum meines Herzens«

nennt. Die Russen sodann beherrschen den Osten, die Deutschen den Westen – was angesichts dieser Arbeitsteilung aus Europa wird, lässt sich leicht erraten ...

Nur ein einziges Mal sind bei alledem die »Betrachtungen« konkret geworden und nennen den humanen Typ, der ihrem Autor vorschwebt, beim Namen: er heißt – man staunt nicht schlecht! – »Taugenichts« und stammt von Eichendorff, aus der berühmtesten Novelle der deutschen Romantik: »Der Taugenichts ist human gemäßigt. Er ist Mensch, und er ist es so sehr, daß er außerdem gar nichts anderes sein will und kann: eben deshalb ist er der Taugenichts. Denn man ist selbstverständlich ein Taugenichts, wenn man nichts weiter (leistet), als eben ein Mensch zu sein. Auch ist sein Menschentum wenig differenziert, es ist bestimmt eigentlich nur im nationalen Sinn – dies allerdings sehr stark; es ist überzeugend und exemplarisch, und obgleich sein Format so bescheiden ist, möchte man ausrufen: wahrhaftig, der deutsche Mensch!«

So spricht der Unpolitische: inmitten einer Doppelkatastrophe aus verlorenem Weltkrieg mit Millionen Opfern sowie einem Staatsuntergang, dessen soziale und politische Folgen bei weitem noch nicht absehbar sind.

